

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 8

Artikel: Er sät für die Nachfolger seines Nachfolgers : Erlebnisse eines Försters
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

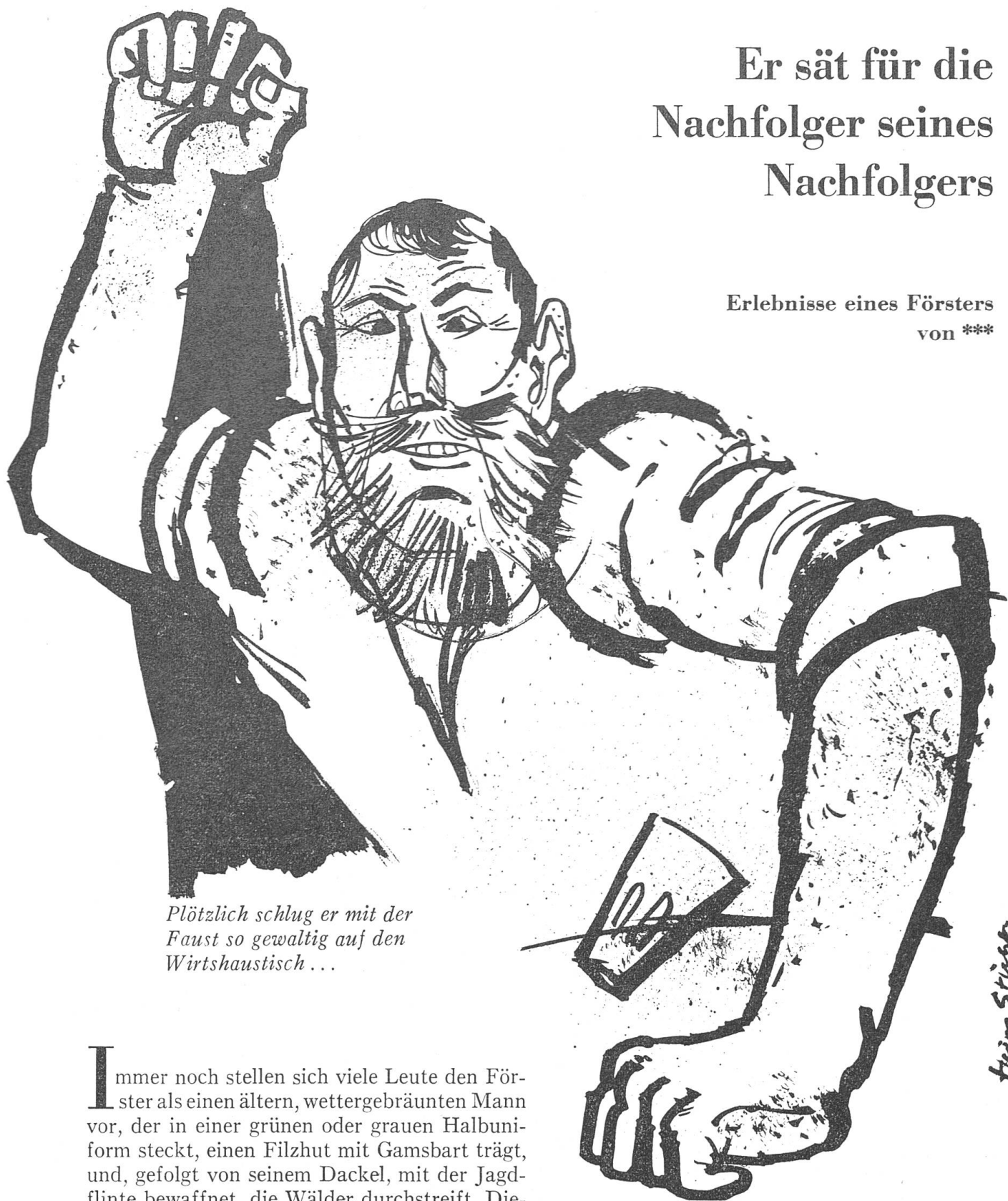
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Er sät für die Nachfolger seines Nachfolgers

Erlebnisse eines Försters
von ***



*Plötzlich schlug er mit der
Faust so gewaltig auf den
Wirtshaustisch...*

Immer noch stellen sich viele Leute den Förster als einen ältern, wettergebräunten Mann vor, der in einer grünen oder grauen Halbuniform steckt, einen Filzhut mit Gamsbart trägt, und, gefolgt von seinem Dackel, mit der Jagdflinte bewaffnet, die Wälder durchstreift. Diese Vorstellung verdankt ihre Entstehung wohl österreichischen und deutschen Wildererromanen. In der schweizerischen Wirklichkeit hat sich nie etwas Entsprechendes gefunden. Heute jedenfalls ist der Förster, wie sein akademischer Titel deutlich sagt, ein Ingenieur.

«Ordnung» im Wald ist gefährlich

Ein Spaziergänger allerdings, der am Sonntag gemütlich durch die Wälder zieht, wird kaum den Eindruck haben, daß dort ein Ingenieur tätig ist. Er findet im Wald einen Wirrwarr von kleinen, größeren und sehr großen Bäumen, er trifft ein Gemisch von Eichen, Hagebuchen, Buchen, Fichten, Tannen, Föhren und Lärchen auf dem gleichen Stück Boden beieinander. Das sieht nicht nach Ingenieurarbeit aus. Einer solchen würden nach der Meinung mancher Städter gleichmäßige Wälder entsprechen mit geraden astfreien Stämmen, die wie Soldaten in Reih und Glied stehen. Aber wer so denkt, hat nicht Schritt mit der Entwicklung des Waldbau-Gedankens gehalten. Die «Ordnung im Walde» war ein Grundsatz der deutschen Forstleute des letzten und anfangs dieses Jahrhunderts. Damals wurden größere Waldpartien kahlgeschnitten und mit nur einer Sorte Holz, meist Föhren oder Rottannen regelmäßig angepflanzt. Dies erlaubte Überblick und Planung.

Ein so gepflanzter Bestand kam nach einer gewissen Anzahl Jahren zur Säuberung, dann zur Lichtung, dann zur Aufästung und schließlich, je nach Güte des Bodens, nach hundert oder hundertzwanzig Jahren zum Schlag. Auch bei uns ging man stellenweise so vor, und man trifft immer noch Überreste solcher Bestände. Ein sehr schönes Beispiel dafür ist der Wald zwischen Rapperswil und Aarau.

Aber die vielen Rückschläge, Pilzkrankheiten, Insekten-Epidemien, Windwürfe, Schneebrüche, die diese gleichmäßigen Waldbestände erlitten, zeigten deutlich, daß man die Natur nicht ungestraft korrigieren darf. Der Wald ist ein Ganzes, die Pflanzen und die Tiere, die in dieser Gemeinschaft leben, beeinflussen sich gegenseitig. Die Sämlinge brauchen einen gewissen Schutz zum Aufwachsen und Gedeihen. Das Binnenklima eines Waldbestandes kann nicht ohne schwere Folgen für den Bestand selbst und sogar für die weiter entfernte Umgebung zerstört werden.

Heikle Situationen

Das Studium der mannigfaltigen Zusammenhänge, die der Förster heute kennen muß, stellen an ihn große Anforderungen, und trotz allen Kenntnissen, die er sich an der Hochschule auch in den technischen Disziplinen seines Be-

rufes, also im Straßenbau, Brückenbau, Seilbahnbau und so weiter angeeignet hat, kann er in der Praxis in heikle Situationen geraten. Das passierte auch mir. Als ich, nicht wenig stolz auf meine Ingenieurwürde, frisch gebacken von der ETH, meine erste Stelle angetreten hatte, schickte mich eines Tages mein Lehrmeister in ein abgelegenes Tal der Voralpen, um mich mit dem Holztransport mittels Drahtseil vertraut zu machen. Ich freute mich über die Abwechslung und traf sehr selbstsicher auf dem Arbeitsplatz ein, wo eine Mannschaft unter Leitung des Vorarbeiters eben daran war, die Maschinerie aufzustellen. Als ich mich mit meinem eben erworbenen Titel dem Vorarbeiter vorstellte, erwiderte dieser kurz meinen Gruß, wandte sich sichtbar erleichtert an seine Leute und sagte: «Jetzt sind wir aus der Patsche, da haben wir einen Ingenieur, der wird uns helfen die Kabel zu ziehen». Und schon gingen wir ans Werk. Der Vorarbeiter erkundigte sich bei mir, wo und wie hoch die Stützen errichtet werden müßten. Nun, wir waren an der Hochschule wohl in die Grundlagen des Seilbahnbaues eingeweiht worden, und ich wäre durchaus in der Lage gewesen, die Aufstellung des Seiles nach allen Regeln der Kunst zu veranlassen. Aber der Arbeitsaufwand wäre für die Ausführung eines einmaligen Transportes unsinnig gewesen. Überdies hatte ich weder optische Meßgeräte, noch Reißbrett und Rechentafel bei mir. Es blieb mir also nur übrig zu bekennen, daß ich keine große Hilfe sein werde, und wir uns alle auf die Erfahrung und die Geschicklichkeit des Vorarbeiters stützen müßten. Die Sache verlief gut, und der ganze Stapel Holzträmmel, der hoch am Berg aufgeschichtet lag, kam auch so glücklich ins Tal hinunter.

Als Nebenbeschäftigung oblag mir die Oberaufsicht eines Wildschongebietes. So mußte ich den ganzen Winter hindurch von Zeit zu Zeit auf die Jagd nach Wilderern. Die Gegend war sehr einsam, und ich fühlte mich auf meinen Kontrollgängen nicht immer ganz geheuer. Es war kurz nach dem 2. Weltkrieg, und ein guter Gamsbraten wurde nicht nur in den abgelegenen Alpentälern, sondern auch in den Städten in Anbetracht der immer noch bestehenden Fleischrationierung sehr geschätzt und gut bezahlt. Die Rundgänge in das Schutzgebiet waren deshalb notwendig. Bei einer dieser winterlichen Patrouillen beobachtete ich einmal eine Gemsherde, die friedlich an einem vom Wild-

hüter angelegten Heustock weidete. Ich genoß den schönen Anblick, aber plötzlich fiel ein Schuß, ein prächtiger Bock sprang auf, um sich nachher sofort für immer zu legen. Die Herde floh im Schnee, ein zweiter Schuß blieb erfolglos. Nun verließ ich mein Versteck. Ich vermutete, daß der Wilderer seine Beute holen werde, und gedachte ihn dabei zu erwischen. Tatsächlich näherte sich eine in eine Windjacke warm eingemummelte Gestalt. Sobald mich der Täter erkannte, hob er die Flinte und rief: «Wenn Sie noch einen Schritt machen, schieße ich!» Ich blieb stehen und der Mann verzog sich in den Wald. Darauf nahm ich das erlegte Tier und folgte dem Täter, aber seine Spur mündete bald in eine befahrene Piste und verschwand. Man sieht, Förster und Wilderer stoßen auch heute noch etwa zusammen, doch Romantik ist dabei keine im Spiel.

Die Ausarbeitung bestimmter Projekte zwang uns oft, wochenlang in abgelegenen Seitentälern zu verweilen. Wir bezogen dann Quartiere in Alphütten oder in Unterkunftsstätten, die erst noch errichtet werden mußten. Das Leben dort war jeweilen recht primitiv, kein Telephon, kein Radio, keine Zeitung. Mir fiel diese Beschränkung leicht; ich genoß die Freiheit, nach Belieben schalten und walten zu können. Aber die Abgeschiedenheit von der Zivilisation hat eben doch auch ihre Schattenseiten, das erlebte ich eines Tages schmerzlich. Es befiel mich nämlich ein starkes Zahnweh. Am Abend legte ich mich auf die Pritsche in der Hoffnung, am Morgen sei alles wieder gut. Trotz größter Müdigkeit erlaubte mir aber das peinvolle Klopfen des Zahnes nicht, einzuschlafen. Am andern Morgen war die Backe dick geschwollen, und ich konnte nur noch mit Mühe sprechen. Einen Zahnarzt aufsuchen ging nicht wohl an, denn nur schon der Weg bis zur nächsten Bahnstation hätte einige Stunden erfordert. So bat ich in meiner Not den Bannwart, mir den bösen Zahn auszureißen. Er bediente sich als Werkzeug einer ziemlich verrosteten Flachzange. Nach einigem Hin- und Herwiegen löste sich der Zahn tatsächlich, und der Eiter hatte freien Weg. Der Schmerz ging zurück, und nach einiger Zeit konnte ich die Arbeit wieder aufnehmen.

Die Sägedynastie

Damals war das Holz sehr begehrt. Jedem Säger wurde nur ein bestimmtes Kontingent zu-

geteilt. Aber nicht nur das Sagholz war kurz nach dem Krieg kontingentiert, sondern auch das Brenn- und das Papierholz. Es bestanden strenge Vorschriften, damit jeder das Seine erhielt und Hamsterei vermieden wurde. Die forstlichen Überwachungsorgane waren mit der Durchführung der Vorschriften beauftragt. Jeder Schlag, ja sogar jedes Stück Holz, jeder Ster mußte taxiert und einer bestimmten Kategorie zugeteilt werden. Natürlich kam es zu einem ständigen Kampf zwischen den verschiedenen Holzverbrauchern. Jeder wollte mindestens sein Kontingent erhalten, womöglich aber mehr. Bei dem herrschenden Holzmangel waren die Säger in Beziehung auf die Holzqualität nicht wählerisch. Alle Bretter konnten, auch wenn sie voll Äste waren, verkauft werden. Jeder Kanton achtete darauf, daß seine Bürger zuerst bedient wurden. Nur selten durften größere Holzmengen aus dem Kanton ausgeführt werden. Um die Kontrolle auf den Straßen und Bahnhöfen zu ermöglichen, bestand die Vorschrift, daß jedes Stück, das ausgeführt werden durfte, mit der «Unterschrift» des Forstmannes versehen sein mußte. Zu diesem Zwecke besitzt der Förster den sogenannten Waldhammer, der auf der einen Seite wie eine kleine Axt aussieht und auf dessen Gegenseite sich ein Reliefzeichen (meistens das stilisierte Kantonswappen und eine Nummer) befindet, mit dem das Holz angeschlagen wird.

Durch eine spezielle Erlaubnis war die Ausfuhr einer größeren Holzmenge aus dem Kanton, in dem ich amtierte, bewilligt worden. Das geschlagene Holz lag weit abseits von den Straßen, und da der Weg bis zur Sortierungsstelle verschneit und mühsam war, hatte mein Lehrmeister, der an einem Rheuma-Anfall erkrankt war, mich allein als Vertreter der Kontrollorgane bestimmt.

Das Sägereiunternehmen aus dem Nachbarkanton, das als Käufer auftrat und den größten Teil des Holzes zu bekommen hoffte, wurde wie eine Dynastie geführt. Am ersten Tag erschien der Großvater und hoffte, mich wohl durch sein Alter und die Ergebenheit, die ihm seine Arbeiter wie einem mittelalterlichen Landfürsten entgegenbrachten, einzuschüchtern. Zuerst wickelte sich die Taxierung reibungslos ab. Aber dann kam der erste Konflikt. Die Frage war, ob ein gewisser Trämmel als Sägeholz zu behandeln sei und deshalb ihm zugewiesen werden konnte, oder aber, ob er nur noch zur Papierfabrikation taugte. Man konn-

te darüber verschiedener Meinung sein, und so ließ ich den Trämmel ins Sägeholz gleiten. Als aber der Großvater immer wieder Einspruch erhob und sogar Stücke für sich in Anspruch nehmen wollte, aus denen es wirklich keine guten Bretter mehr gegeben hätte, wurde ich strenger. Bald nach dem Mittagmahl verschwand der alte Mann ergrimmt und überließ die Taxation seinem Vorarbeiter.

Am zweiten Tag erschien der Vater. Er war gewohnt zu kommandieren und brüllte seine Arbeiter an. Diese rannten umher wie Soldaten einer wohlgedrillten preußischen Kompanie. Auch am Sortierungsort wollte er das Kommando übernehmen und erteilte entsprechend die Befehle. Das aber gefiel mir wieder nicht, und ich gab zu verstehen, daß nicht er, sondern ich darüber zu entscheiden habe, in welche Kategorie die einzelnen Stücke einzureihen seien. Als er daraufhin ungehemmt weiterdirigieren wollte, zog ich den Waldhammer zurück, womit seine einseitige Taxation gegenstandslos geworden war, da nur Hölzer, welche die Marke des Hammers trugen, ausgeführt werden durften. Daraufhin machte sich auch der Vater zornig davon, und ich konnte mit dem Vorarbeiter, der vernünftig war, weiter taxieren.

Am dritten und letzten Tag erschien schließlich der Sohn, der mit mir studiert hatte. Lächelnd kam er auf mich zu und lud mich ein, zunächst ein Glas Wein zu trinken, um unser Wiedersehen zu feiern, die Sortierung werde dann rasch vor sich gehen. Ich lehnte die Einladung ab, und wir gingen an die Arbeit. Da aber auch der Sohn alles an sich ziehen wollte, wurde ich genauer und lehnte mich immer enger an den Buchstaben der Vorschriften an. Es tat mir manchmal selber ganz leid, schöne, gerade und astfreie Stücke zum Papierholz wandern zu lassen, nur weil sie den für Sägeholz vorgeschriebenen Durchmesser nicht hatten. Der Sägereihaufen wuchs nur langsam und der Kampf dauerte bis zum Abend. Als dann alles sortiert war, war von dem erwähnten Glas Wein nicht mehr die Rede.

Der «unerfahrene Praktikant»

Nach meiner späteren Versetzung in die Innerschweiz lernte ich bald begreifen, warum in den politischen und militärischen Kämpfen der ersten Jahrhunderte unserer Eidgenossenschaft

die Innerschweizer eine so entscheidende Rolle spielten. Die Leute, mit denen ich zu tun hatte, waren hart und eigensinnig. Als ich dort einmal in einen Schlag kam, in dem sehr viele junge Bäume standen, bat ich die Holzfäller, das gefällte Holz sorgfältig auf die Abfuhrstraße zu befördern. Vier dieser bärtigen, stämmigen Miteidgenossen stellten sich paarweise an einen Stamm, hoben ihn auf und fragten: «So?». Auf eine solche Kraftprobe war ich nicht gefaßt gewesen.

Einen anderen Beweis für die Kraft dieser Leute erlebte ich später. Jährlich kommen sie an die sogenannte «Äplerchilbi». Wir saßen gemütlich beisammen, und natürlich wurde viel getrunken. Plötzlich geriet einer in Zorn und schlug mit der Faust so gewaltig auf den Wirtshaustisch, daß die Platte, die etwa fünf Zentimeter dick war, einen Sprung erhielt.

In der gleichen Praxiszeit sollte ich mit dem Projektieren von Seilbahnen, Brücken und Straßen vertraut werden. Ich wurde also auch einmal auf eine Alp geschickt, um den Plan für eine Seilbahn zu studieren, die zum Transport von der Hütte zu den weiter unten gelegenen Weiden und zur Beförderung des Holzes vom Wald bis zur Alp bestimmt war. Nach der Feldmessung, der Berechnung der Seildicke und -länge, sowie der Ortsbestimmung für die Stützen und deren Höhe, wurden die Ausführungsarbeiten einem Schlosser übergeben. Dieser lachte mich nur aus und erklärte die vielen Stützen, die ich vorgesehen hatte, für völlig unnötig. Er anerkannte sich, die Arbeit einfacher und billiger als von mir vorgesehen auszuführen. Seine Offerte wurde angenommen.

Bei der Einweihung erklärte der Gemeindepräsident in seiner Ansprache, ich habe es mit meinem Projekt nur zu gut gemeint, ich sei halt noch ein unerfahrener Praktikant, was man mir zugute halten müsse. Nach der Segnung der Anlage wurde die Kiste dann mit fünf Laibern Käse beladen und talwärts in Bewegung gesetzt. Anfänglich ging alles gut, aber plötzlich gab es einen Stoß und die Sicherheitsvorrichtung trat in Aktion. Man zog die Kiste wieder hinauf und fand auf deren Vorderseite einige Kuhhaare. Darauf rannten die Männer der Seilbahn entlang hinunter und fanden dort unter dem Drahtseil eine Kuh tot am Boden. Die Leute machten Anstalten, mich zu prügeln. Aber als man die tote Kuh auf die Seite gezogen hatte, fand man dort ein Pflöcklein mit der Bezeichnung P 6, was bewies, daß an jener

Stelle nach meinem Plan eine sechs Meter hohe Stütze hätte stehen sollen. Ich beschränkte mich darauf zu sagen: «Nun eben, ich bin halt nur ein unerfahrener Praktikant!» und überließ es dem Schlosser, sich mit den Behörden auseinanderzusetzen.

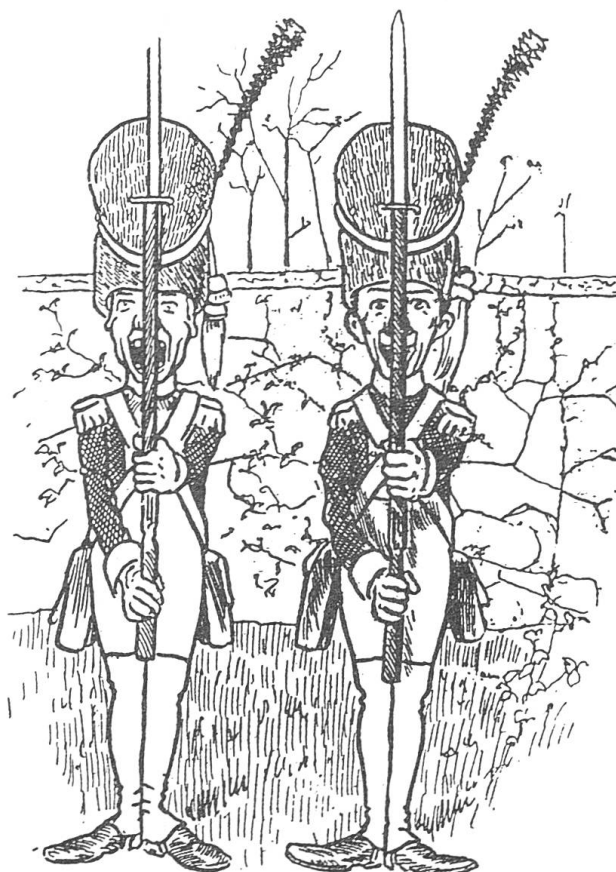
Neuerungen nicht gefragt

In den kleinen Kantonen der Innerschweiz sind oft die Ämter für Melioration, Alp- und Forstwirtschaft in einer Stelle vereinigt. Eines Tages erhielt ich den Auftrag, Pläne für die Neuerrichtung einer Alphütte, die von einer Lawine zerstört worden war, aufzustellen. Aus der Gemeindechronik hatte ich ersehen, daß die gleiche Alphütte schon öfters von Lawinen heimgesucht worden war. Am Standort angelangt, stellte ich fest, daß sich etwa fünfzig Meter von der zerstörten Hütte entfernt ein Platz mit einem Bestand sehr alter Tannen befand, was bewies, daß dort seit sehr langer Zeit keine Lawinen mehr eingebrochen waren. Ich entschloß mich also, die Hütte dorthin zu versetzen. Ferner sah ich eine große Jauchegrube vor und die Fassung der Quelle, die seit jeher dem Käsereibetrieb gedient hatte, aber noch immer wie in früheren Zeiten zweihundert Meter höher hervorquoll, von wo das Wasser frei durch die Weide herabfloß.

Mein Vorschlag wurde von der Alpgenossenschaft einstimmig abgelehnt. Als Begründung wurde ausgeführt, daß erstens die Ahnen die bisherige Stelle für die Hütte ausgesucht hätten und deshalb eine Versetzung nicht in Frage käme, daß ferner der Stall nie eine Jauchegrube gehabt hätte und also auch keine brauche, und drittens schließlich der Käser nicht bezahlt werde, um auf der faulen Haut zu liegen, und wohl Zeit habe, das Wasser wie seine Vorgänger mit der Brente zu holen. Die Neuerungen konnten nur mit der Drohung der Einstellung der Subventionen erzwungen werden.

Eine Plage für den Förster bedeutet das alte Weiderecht im Wald. Die Kühe, die stundenlang zwischen den Bäumen herumirren, finden kaum richtige Nahrung, verletzen aber Wurzeln, zertreten oder fressen junge Pflanzen und richten dabei großen Schaden an. Es wäre deshalb vernünftig, auf das alte Recht zu verzichten und aus der Abgeltung die eigentlichen Weideflächen zu verbessern. Aber die Widerstände gegen solche Lösungen sind groß.

VEXIERBILD



Wo ist Napoleon?

Das mußte auch ich erfahren, als mir die Aufgabe übertragen wurde, einen durchnässten Wald zu entwässern und die nötigen Vorkehrungen für eine gesunde Nutzung zu treffen. Die Verpflockung der Entwässerungskanäle bot keine Schwierigkeiten, ebenso wenig die Projektierung der Wege. Heikel aber war es, Maßnahmen zu ergreifen, um die Rückkehr in den früheren Zustand zu verhindern. Auf der Waldfläche lasteten nämlich sowohl Weidewie Streuerechte. Die Leute des Dorfes durften das Vieh frei darin herumtreiben lassen und nach Auslosung der Parzellen den ganzen Komplex durchqueren, um Stallstreue abzuschneiden. Die Dorfbewohner gingen mit dem Baumbestand sehr unsanft um. In der Absicht, die freie Fläche zu vergrößern, riß man die spärlichen jungen Pflanzen oft einfach aus. Ich wußte, daß es fast unmöglich ist, solche Rechte abzukaufen. Ich mußte also versuchen, die Aufgabe der Weide- und Streuerechte auf einem anderen Weg zu erreichen.

Nun lag oberhalb des Waldes eine Alp, die

von dem Vieh der gleichen Bauern bestossen wird, welche die Streuenutzung und das Weiderecht in diesem Wald besitzen. Hier mußte eingehakt werden. Die Alp befand sich in einem sehr schlechten Zustand. Sie war schwer zu erreichen, die Käserei wurde noch fast mittelalterlich betrieben, und Wasser war in der Nähe keines zu finden. Ich arbeitete also ein Projekt aus, das die Urbarmachung von mit Gestrüpp und Steinen überwucherten Flächen vorsah, die Faßung einer Quelle und die Zufuhr des Wassers bis zur renovierten Hütte, ferner die Erschließung der Alp durch einen guten Weg und schließlich die Errichtung einer Jauchegrube mit Förderpumpe und Röhrenmaterial. Dies alles gegen die Abtretung der Weide- und Streurechte im Wald.

Als ich mit meinem Projekt fertig war, ließ ich es durch meinen Chef überprüfen. Er hatte daran nichts auszusetzen und ermunterte mich, in diesem Sinne weiterzufahren, aber er selber sagte, er wolle, wenn die Sache mit den Bauern besprochen werde, nicht dabei sein, meine Ideen würden zu hohe Wellen aufwerfen.

Nun, ich ließ eine Besammlung der Berechtigten einberufen, um ihnen meine Vorschläge zu unterbreiten. Sonntäglich gekleidet kamen die Bauern auf die Alp und ließen sich von mir die Vorteile meines Projektes erklären.

Die Bauern hörten mir mit größter Aufmerksamkeit zu. So glaubte ich, alles sei in bester Ordnung und sah mich schon im Geiste mit der Arbeit beginnen. Aber als ich am Ende meiner Ausführungen war, trat der Präsident der Alp-

Da mussten wir lachen

Nicht eine von uns sieben Schwestern ist wie die andere, und trotzdem verstehen wir uns ausgezeichnet. Als wir alle nacheinander anfangen, auf dem Parkett der Liebe die ersten Schritte zu wagen, wurde das Telephon zum unentbehrlichen Vermittler zwischen der «Außenwelt» und unserem Heim. Der Bekannte meiner jungen Schwester litt damals besonders unter der Krankheit, die man Telephonitis nennt – vor allem um die Ausgaben für Rendez-vous im Café zu sparen.

Eines Tages lud er meine Schwester zu einem eleganten Ball ein. Nachher fragten wir sie vorsichtig nach dem wie und was. Schließlich gestand sie die große Enttäuschung. Als Höhepunkt des Abends hatte der zugeknöpfte Mediziner in spe eine Wurst offeriert. Sonst nichts. Im übrigen sei er ihr beim Tanzen immer auf die Füße getreten.

Indessen klingelte am anderen Morgen wie gewohnt das Telephon, und ein schläfriger junger Mann, unser stud. med., verlangte Käti. Und diese schien allen Ärger vergessen zu haben. Nach einstündigem Gespräch, als Mama diskret an die Türe klopfte, flüsterte Käti über die zugehaltene Sprechmuschel: «Nur noch fünf Minuten!» Nach zweieinhalb Stunden klopfte Mama noch einmal ohne Erfolg. Da, nach fast drei Stunden wankte unsere kleine Schwester aus dem Zimmer.

«Was ist passiert», fragten wir alle teilnahmsvoll. «Nichts», sagte sie, «gar nichts – bloß, das Amt hat unterbrochen.» Zuerst betretenes Schweigen. Dann brach die ganze Schwesternschar in schallendes Gelächter aus. «Gott sei Dank», flüsterte Käti, «ich hätte ihn keine fünf Minuten länger ertragen.» Von unserem supersparsamen Mediziner in spe haben wir nun tatsächlich nichts mehr gehört.

A. W. in B.

Genossenschaft vor und erklärte, wir seien hier nicht in der Stadt, wo die Leute allen Neuerungen nachrennten, hier würden noch die Tradition gepflegt und die Überlieferungen der Ahnen in Ehren gehalten. Obschon ich bald merkte, daß er wirklich im Sinne aller sprach, versuchte ich noch einmal, im Detail alle Vorteile hervorzuheben, die der Allgemeinheit durch die Ausführung meines Projektes erwachsen würden. Aber diesmal ließ mich der Präsident nicht ausreden. Er unterbrach mich mit der Bemerkung, daß die Regeln dieser Alp schon seit dem Jahre 1291 die gleichen seien wie heute, und daß man nicht daran denke, etwas daran zu ändern. Daraufhin verließ er mich ohne Gruß, gefolgt von der stummen Menge seiner Landleute, die ihm in Einerkolonne den mühsamen Pfad hinunter zu ihren Heimwesen folgten. Ich stand mit meinen Plänen allein auf der Alp.

Die Bobsleighpiste

In diesen Gebirgsgegenden lernte ich, daß es viel Geduld braucht, um eine Neuerung durchzusetzen. Ich lernte aber auch, daß wirklich nicht in allen Fällen das Neueste das Beste ist.

Eine Lawine hatte eine Waldparzelle mitgerissen und in eine Schlucht geworfen. Die Bäume waren mit Ästen und Wurzeln ineinandergekeilt und bildeten zwischen den Felsen eine kleine Staumauer. Man traf in diesem Wirrwar von Holz und Steinen, obwohl es Hochsommer war, noch Schnee und Eisblöcke. Das Holz war damals begehrt und die Preise hoch. Man kam auf unser Amt, um Rat zu holen, wie diese Bäume, die nun schon mehrere Jahre ungenützt in der Schlucht lagen, zu nützen wären. Uns war klar, daß schwere Maschinen nicht in diese Gegend gebracht werden konnten. An Ort und Stelle beschlossen wir, das Holz einmal aufzuschichten, nur schon um den Pfropfen, den es in der Schlucht bildete und der bei hohem Wasser zu einer Katastrophe hätte führen können, zu entfernen. Die Äste und die Wurzelstöcke verbrannte man, wo sie lagen, und nach mehrwöchiger Arbeit lag das Holz schön aufgestapelt da, und der Bach floß wieder frei zum Tal.

Aber wie sollte das Holz nun transportiert werden? Es lag vier Kilometer vom nächsten Weg entfernt, und der größte Teil der Strecke war felsig und nur schwer begehbar. Ich dachte zuerst an die Erstellung einer provisorischen

Drahtseilbahn. Aber diese hätte Kurven und Gegensteigungen erfordert, was kostspielige Installationen voraussetzte, die sich nicht rentiert hätten.

In dieser Situation vertiefte ich mich in die Fachbibliothek meines Lehrmeisters. In alten österreichischen Richtlinien zum Forstdienst fand ich eine nicht mehr gebräuchliche Holzförderungs-methode aufgezeichnet: die Riese. Es handelt sich dabei um eine ausgebaute Gleitbahn, in der die Holztrümmel durch ihr eigenes Gewicht zu Tal befördert werden. Der Bau einer solchen Gleitbahn bietet aber große Schwierigkeiten, wenn man vermeiden will, daß das Holz beschädigt wird.

Wir warteten also den Winter ab und bereiteten, als genügend Schnee lag, eine richtige Bobsleighpiste vor. Felsblöcke mußten gesprengt werden, um eine freie Bahn zu schaffen, und schließlich wurde auch der Bach noch stellenweise in die Bahn umgeleitet, um ihr die gewünschte Glätte und Härte zu geben. Eine ausgeliehene Armeetelephonanlage ermöglichte die Verbindung zwischen Berg- und Talstation, und dann konnte die Arbeit losgehen. Unten in der Talstation stellten wir einen sehr genauen Fahrplan für die Camions auf, die das Holz sortiert nach Größe und Qualität an die verschiedenen Benützungsorte befördern mußten. In wenigen Minuten sausten die Trümmel der Riese entlang und mußten unten in Empfang genommen, taxiert und verladen werden. Dank diesem alten System wurden viele hundert Kubikmeter Holz, die sonst verfault wären, nutzbar gemacht.

*

Die geschilderten Erlebnisse liegen alle eine schöne Anzahl Jahre zurück. Das hat seinen guten Grund. Wenn ich Begebenheiten jüngeren Datums auslüften würde, könnte das bei Leuten, die dabei schlecht wegstämen, böses Blut machen. Das möchte ich zu Gunsten ihres und meines Seelenfriedens vermeiden. Aber die erzählten Begebenheiten könnten sich ebensogut noch heute ereignen. Die Meinungen und das Verhalten des Menschen ändern sich nicht so schnell. Mich ficht das wenig an, als Förster bin ich an langsame Entwicklungen gewöhnt, gilt doch für diesen die Regel:

«Er sät für die Nachfolger seines Nachfolgers, pflegt, was sein Vorgänger gesät hat und sein Nachfolger ernten wird, erntet aber nur, was der Vorgänger seines Vorgängers gesät hat.»